

Des Kalendermanns Weltumschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **173 (1894)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Des Kalendermanns Weltumschau.

In Jahr des Schwindels, ein komplettes, ausgewachsenes Schwindeljahr liegt hinter uns und der Kalendermann, der sich während desselben so oft und so schwer geärgert

ob der Schlechtigkeit der Menschheit im Allgemeinen und einiger Muster derselben im Besondern, kommt sich nach Ueberstehung des Jahres vor wie ein Schülerbub, der Ferien hat. Er kann jetzt wieder frische, saubere Luft schnappen, Luft, die nicht verpestet ist durch Panama, Panamino und dergleichen Teufelszeug, wenn sonst auch noch Zeug genug herumfliegt, das einem die Galle in's Blut und die Finger zu einer Faust zu treiben vermag.

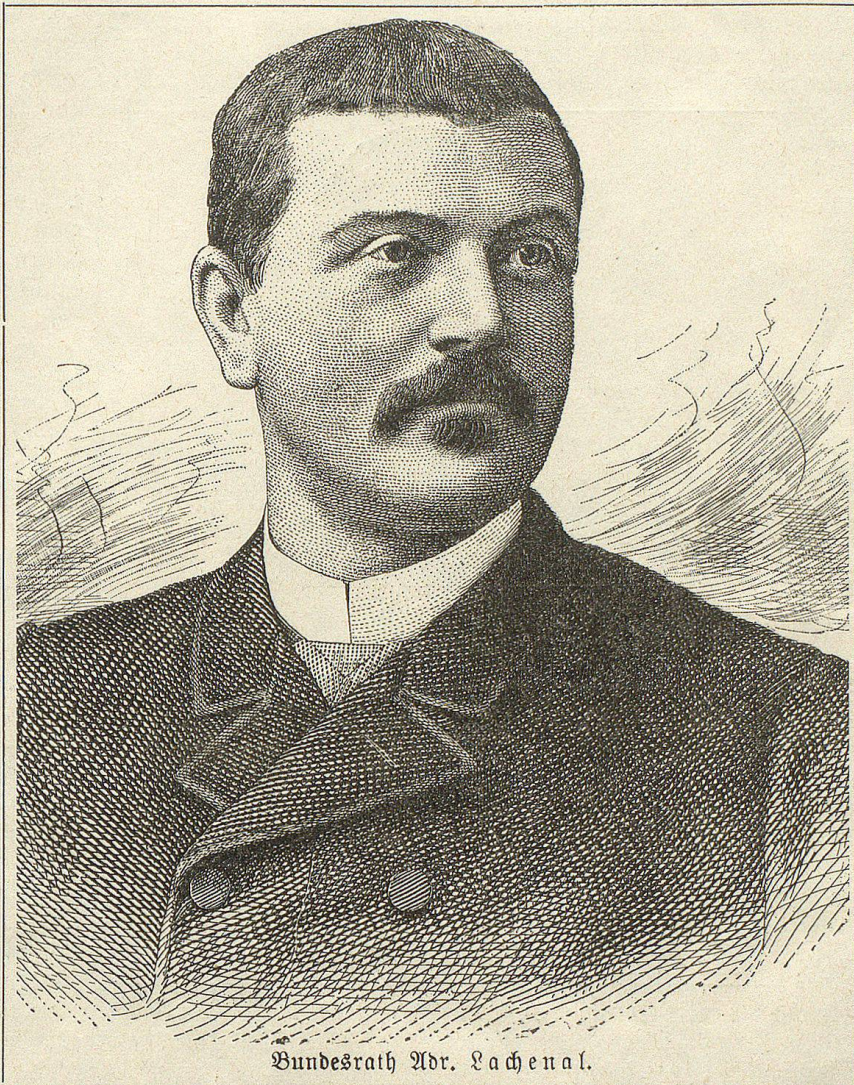
Das große Frankreich, dessen Soldaten wir s. Z. zu Tausenden und aber Tausenden krank und elend mit mildthätigem Erbarmen aufgenommen, gehegt und gepflegt haben, Frankreich, das auch heute noch behauptet, an der Spitze der Kultur zu marschiren, Frankreich brachte es über sich, mit uns, seinem treuesten, bewährtesten Nachbar, einen Zollkrieg anzufangen, dessen Folgen allerdings nicht nur auf unserer Industrie, sondern auch auf der seinigen schwer lasten. Nicht daß das französische Volk das wollte! Bei

Leibe nicht! Eine Hand voll Männer oder zwei, verbunden durch dies und das, hat es verstanden, die Zügel an sich zu reißen und das Regiment wird nun in selbstsüchtigster Weise ausgenützt. Es eckelt

Einen ordentlich an, wenn man sieht, auf welche Weise das herrliche, schöne Land regiert wird. Wie zerlottert die beste Gesellschaft ist, zeigte übrigens der

Panamaprozeß. Unsere Leser wissen und kennen die schmutzige Geschichte, von der es dem Teufel selbst grausen könnte, aus den Zeitungen.

Nicht Alle aber wissen, daß diejenigen Burischen, die am meisten wußten und daher am meisten hätten aufdecken können, nicht aufgefunden werden durften oder so krank wurden, daß man sie nicht einmal verhören durfte und endlich zur Be-



Bundesrath Adr. Lachenal.

ruhigung einiger lieber Dutzbrüder starben, um in einem andern, schönern Lande ein besseres — gesunderes Leben zu führen. Wohl wurden einige Millionenschelme wie Lessops und Giffel (dem wir die Mönchensteiner-Brücke zu verdanken haben) verurtheilt. Aber kaum waren die Herren einige Monate versorgt, so trat auf deren Wunsch ein neues Gericht zusammen, fand die Herren so unschuldig wie die unschuldigsten Engel und gab ihnen, die

hunderte von Millionen verschleudert, unter den höflichsten Entschuldigungen die Freiheit wieder. Ciffel, dem das erste Gericht einen Betrug von 17 Millionen nachwies, bewohnt, während der Kalendarer Mann das schreibt, das theuerste Hotel im Engadin droben und lebt „wie Gott in Frankreich.“

Und da soll man ruhig Blut behalten und nicht mit beiden Fäusten in das Gelichter hineinfahren mögen wie ein heiliges Donnerwetter!

Sieht es in Frankreich böse aus, so ist es in Spanien, mit dem es ebenfalls im Zollkrieg steht, nicht viel besser. Die Spanier

lieben neben ihren Schönen und ihrem süßen Weine nichts so sehr als ein wenig revolutioniren. Und so putzen sie denn bald da, bald dort los, lassen die Republik leben (hätten sie eine Republik, so schriegen sie nach einem König) und bekommen dann die schönsten Brüggeleien mit der Armee, falls es Letztere eines schönen Morgens nicht vorzieht, ebenfalls mitzuschreien. Dann muß das arme Königlein fliehen, fliehen weit in die Welt hinaus, ohne auch nur zu ahnen warum!

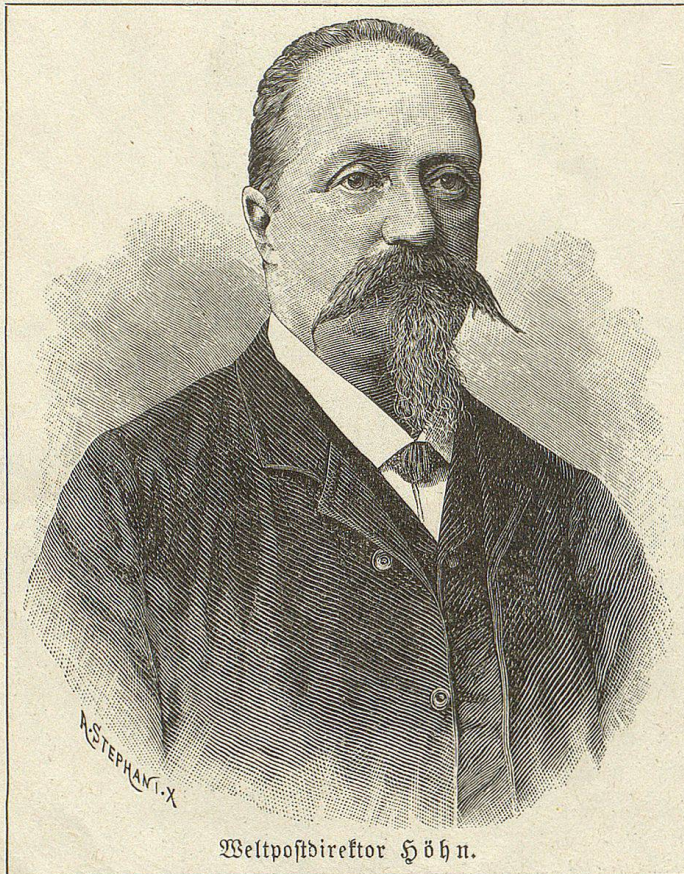
Portugal, so recht das Land wo Milch und Honig fließt, ist durch eine unverantwortliche Lotteriwirtschaft so weit gekommen, wohn ein armes Schuldenbäuerlein sich schämt zu kommen; das einst so reiche Land hat seine Zahlungen eingestellt, es ist am verklumpen!

Wenn der liebe Gott kein Wunder thut, stehen auch Italien schlimme, schlimme Zeiten bevor. Die furchtbaren Rüstungen haben es in enorme Schulden gebracht und sein bisher noch guter Kredit hat durch den „Panamino“ schwer gelitten. Das ist auch wieder so ein Wort, bei dessen Lesen den ehrlichen Leser eine gelinde Wuth überfällt. Es sind da nämlich in Rom und Neapel aus verschiedenen Staatsbanken verschiedene Millionen ver-

schwunden. Fort sind sie, das ist sicher! Aber da ist kein Empfänger, Niemand will etwas erhalten haben. Niemand! Doch — Einer, ein Deputirter, de Serbi, gab zu, einiges Geld erhalten zu haben. Dann aber zog er vor, sofort zu sterben! Wo die andern Schelmen sind, will Niemand wissen, nicht einmal die Regierung. Das alte Sprichwort vom „Suhäfeli — Sudeckeli“ könnte man hier passend anwenden.

Das einst so verhudelte Oesterreich leidet zwar

auch stark an dem Zeitfieber, den militärischen Rüstungen, ist aber dennoch ein Staat, an dem man wirklich Freude haben kann. Stück um Stück fällt von dem verrosteten Panzer; selbst seiner Geldkalamitäten wird es Meister. An Stelle der alten Lotter-einrichtung hat es eine neue Goldwährung eingeführt und ist damit den andern Staaten als Beispiel vorgegangen. Nur die Böhmen, die eine eigene Landesregierung erzwingen wollen, machen dem alten Kaiser Franz hie und da Aerger und Verdruß, indem sie in wilden Zusammenläufen bald da, bald dort Lärm und Spektakel verführen, Häuser demoliren, kurz sich wie Vandalen auf-führen. Sympathien



Weltpostdirektor Höhn.

erhalten die Herren Czechen, die alles Deutsche wie Gift hassen und sich den Deutschböhmen gegenüber dümmer als dumm aufführen, dadurch keine.

In den Nachbarländern, weit dahinten wo „die Völker aufeinander schlagen“, geht es verhältnißmäßig ruhig zu. Nur der junge, kaum 16 jährige Alexander, König von Serbien, hat plötzlich so eine Art Staatsstreich gemacht. Eines schönen Abends erklärte er seinen bisherigen Vormündern, mit denen er zu Tisch saß, daß er das soeben genossene Nachtessen ausgezeichnet gefunden habe, sich im Uebrigen volljährig und die Herren als seine Gefangenen erkläre. Da zum Nachtitisch blinkende

Bajonette und drohende Revolver servirt wurden, verneigten die Herren Regenten sich und gingen, und Alexander ist nun selbst König ohne lästige Vormünder. Das Erste was er that, ist, daß er seine Mutter kommen ließ; Milan, der gute, dicke Milan, wird bald genug an seine Kindesliebe und den gefüllten Sparhafen appelliren.

Die Bulgaren halten sich wacker, und trachten ihre Pflicht redlich zu erfüllen. Sie haben durch die Heirat ihres Fürsten nun eine Landesmutter er-

halten und hoffen so ihr Fürstenthum und ihre Freiheit zu stärken und zu befestigen. Nämlich es ist ein ruhiges, wackeres Völklein, das unsere volle Sympathie verdient.

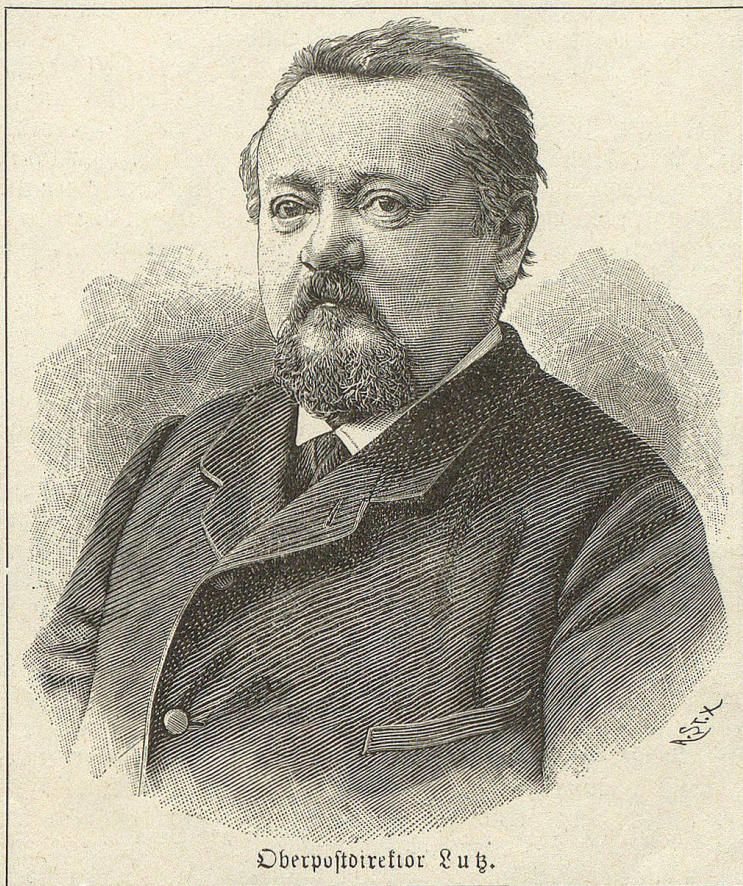
Bulgariens großer Gegner, der ihm so schwere, schwere

Stunden gemacht hat, das gewaltige Rußland, schaut immer noch mit lusternem Auge nach Sofia und man darf sicher sein, so ohne allen Kampf läßt es Bulgarien nicht völlig aufkommen. Im Uebrigen ist Rußland immer noch schwer heimgesucht von schrecklichen Missernten und daherigen Hungersnöthen, die in verschiedenen Provinzen des ungeheuren

Reiches auftretend, die Opfer zu Tausend und aber Tausend forderten und noch fordern. Millionen und Millionen leiden; Millionen und Millionen kostete es, kostet es und wird es kosten, bis nur halbwegs wieder ein geordneter Zustand hergestellt wird. Und bei all' diesen Zuständen unterhält Rußland das größte Heer Europas und ist man keine Stunde sicher, wenn der Selbstherrscher Rußlands auf irgend einen seiner Nachbarn losschlägt und damit den europäischen Krieg entfacht. Etwas Gutes läßt sich aus dem mächtigen Reiche hören, das, wenn es sich bewahrheitet, weit in der Welt herum Freude bereiten wird: Das Aufhören der Verbannung von

Seite der Administrativ-Behörden, d. h. die Administrativ-Behörden können von sich aus Niemand mehr in die Verbannung nach Sibirien schicken. Sollte diese Meldung sich bewahrheiten, so wäre das für alle Bewohner Rußlands ein großes Glück.

Der grimmigste Feind Rußlands, das meerumspülte England, hat, seit der „große alte Mann“, Gladstone, wieder am Ruder ist, im Innern schwere Kämpfe zu bestehen. Gladstone will nämlich den



Oberpostdirektor Lutz.

Irrländern, die seit Jahrhunderten stets und stets um die Freiheit, um die Selbstregierung gerungen und in schweren, blutigen Schlachten gekämpft, endlich die letztere, das „home rule“ gewähren, was bei den Tories, der konservativen Partei, an deren Spitze der berühmte Marquis Salisbury steht, auf den lebhaftesten und bei einem Theil der Irren, den Drangisten, auf geradezu bewaffneten Widerstand stößt. Es wird noch schwere Stunden geben, ehe der alte über achtzigjährige Staatsmann seinen letzten Wunsch verwirklicht sehen wird. Ein Unglück schwerer Art hat die Marine Englands heimgesucht, indem durch eine unerklär-

liche Manipulation das prächtigste seiner Schiffe, die „Viktoria“, mit mehreren hundert Mann, an deren Spitze der Admiral Tryon — der das Unglück verschuldete — unterging und so ganz England in Trauer und Kummer versetzte.

Deutschland, dessen junger Kaiser redlich seinen hohen Beruf zu erfüllen sucht, hat auch seine schweren Stunden, und das macht lediglich die Furcht vor dem Kriege. Es steht gerüstet bis an die Zähne da, aber immer und immer ruft der Militärmoloch nach mehr Soldaten, mehr Mannschaften. Da das mit schweren, fast nicht mehr aufzubringenden Kosten verbunden ist, lehnte der letzte Reichs-

tag denn auch eine solche Mehrforderung von fast 100000 Mann jährlich ab und erklärte damit: „Halt, laß genug sein des grausamen Spieles.“ Aber der Kaiser und sein Kanzler lösten die gesetzgebende Versammlung einfach auf, sie schickten sie heim wie Schulerbuben und appellirten an die Wähler. Und das Volk? Es ist der Sache ebenfalls satt. Wohl werden voraussichtlich die neugewählten Herren Reichstagsmitglieder eine kleine, kaum ein Duzend Stimmen zählende Mehrheit zusammenbringen und so die geforderten 60,000 Rekruten gewähren, aber der Sieg, den die Regierung errungen, ist ein Pyrrhusieg und das nächste Mal wird deutlich abgewunken werden.

Leider ist auch der bekannte Judenfresser und Ehrabschneider Ahlwardt neuerdings gewählt und verunziert neben einigen weitem Antisemiten den deutschen Reichstag. Es muß eben weit gekommen sein mit der Unzufriedenheit eines Volkes, wenn es seiner Regierung solche Stänker auf den Hals schickt.

Und nun zu unserm Heimatländchen, unserer lieben, schönen Schweiz. Gott sei gelobt, sagt sich der Kalendermann aus tiefstem Herzen, Gott sei gelobt, daß in unserer Umschau von keinem großen Unglück, wie sie uns letzte Jahre heimsuchten, gesprochen werden muß. Was als ein Unglück bezeichnet werden muß, ist der Niedergang unserer Industrien. Sticker-, Seiden- und Uhren-Industrie leiden schwer unter den Zollschranken, die rings um uns herum aufgebaut worden sind. Zu dem kommt noch der leidige, uns auf die Dauer schwer schädigende Zollkrieg mit Frankreich, der unserer Industrie zum Theil Frankreich verschließt. Welches Glend und Kummer aber Arbeitslosigkeit im Gefolge hat, haben wir im Gebiete der Sticker-Industrie schon erfahren müssen. Behüte uns der Himmel vor Aehnlichem! — Ein wohlthuenendes Bild gewährt uns der Kaiserbesuch in Luzern. Auf seiner Heimreise aus Italien stieg der Kaiser Wilhelm nebst Gemahlin und großem Gefolge in Luzern aus, wo er im Namen der Schweiz von Bundespräsident Schenk und andern Herren feierlichst empfangen wurde. Wir geben nichts auf das entwickelte Ceremonienwesen, noch interessirt es uns, was die Herrschaften gegessen und wie viel es gekostet hat. Aber auf die gefallenen Reden geben wir etwas und zwar viel! Einen Freund unseres Volkes, nannte sich der Kaiser, zwar nicht dem Worte, aber dem Sinne nach, und ein Hort des Friedens. Daß sich sein und unser Volk enge an einander schließen möge, das war sein Wunsch. Was sagen nun unsere Preußenfresser dazu? Wollen sie ihm glauben,

der uns wenigstens noch nichts zu Leide that, oder den uns umschmeichelnden Franzosen, die uns unter lauter Komplimenten die Gurgel zuschnürten, d. h. wenn wir hinhielten.

Wir wollen es aber am liebsten mit gar Keinem verderben, sondern wir wollen suchen, wie bisher mit Allen im Frieden zu leben. Und sollte es trotzdem einmal dazu kommen, daß der Friede gestört wird, so kennt und weiß jeder Schweizer das alte Sprüchwort: Der alte Gott lebt noch! Unter seinem Schutze wird unser Ländchen auch weiter gedeihen und blühen.

Eine Blüthe dieses Gedeihens ist uns nach sieben-jähriger Pause wieder aufgegangen, eine Blüthe, so groß und mächtig und doch so süß, wie sie nur ein freies Volk zeitigen kann. Wir meinen das im letzten Juli in Basel abgehaltene eidgenössische Sängersfest, an dem die Wogen des Festlebens hoch, sehr hoch gingen. Die schönen Tage sind vorbei. Verklingen sind die Wettgesänge und verhallt die Festfanfaren. Den Theilnehmern aber werden sie unvergeßlich bleiben, die herrlichen Tage in Basel. Führt doch solch' ein Fest die Herzen der sangesfrohen Eidgenossen aus Thal und Berg einander zu, knüpft Freundschaft und schlingt Bande fester, treuester Art, von Herz zu Herz, und führt sie so wieder enge zusammen, die Söhne unserer gemeinsam geliebten Mutter Helvetia.

*

Unsere Mundschau zieren heuer die Bildnisse dreier hervorragender Eidgenossen, die aber durch Amt und Stellung — wenigstens von zweien kann das gesagt werden — auf eine geräuschlose, aber nichts desto weniger hervorragende Weise sich um unser engeres und weiteres Vaterland verdient gemacht haben. Unser erstes Bild zeigt uns den jüngsten Bundesrath, Adr. Lachenal von Genf, wo er ein sehr besuchtes Advokaturbureau besaß. Lachenal ist ein feiner Redner, kam früh in Beamtungen, dann in den Nationalrath, den er schon präsidirte und ist nun jüngster Bundesrath. Unsere nächsten Bilder zeigen uns zwei von den „Stillen im Lande“, Weltpostdirektor Höhn und Oberpostdirektor Luz. Was von dem Einen gesagt werden kann, muß genau von dem Andern wiederholt werden. Höhn, ein gebürtiger Zürcher, sowohl wie unser engerer Landsmann Luz, dienten von jung auf in der Post und thaten sich hervor durch Talent, Pflichter und unermüdlige Thätigkeit. So stiegen die Beiden langsam von Stelle zu Stelle, bis sie geworden sind, was sie sind, der Eine Chef der Weltpost, der Andere eidgenössischer Oberpostdirektor.